

Eine Außensicht von mittendrin: vom schweizerischen Umgang mit Europa ; Essay

Hermann, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hermann, M. (2011). Eine Außensicht von mittendrin: vom schweizerischen Umgang mit Europa ; Essay. *Europa Regional*, 17.2009(4), 184-187. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-310907>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Essay

Eine Außensicht von mittendrin: Vom schweizerischen Umgang mit Europa

MICHAEL HERMANN

Die Schweiz liegt im Herzen Europas und ist doch nicht Teil davon. Dies ist, auf einen kurzen Nenner gebracht, das schweizerische Selbstbild in Bezug auf das Verhältnis zu Europa. In geographisch-kultureller Hinsicht sehen sich viele Schweizerinnen und Schweizer als Teil des europäischen Herzlands. Geht es dagegen um das in der EU institutionalisierte Europa, so ist die Schweiz nicht einfach Nicht-Mitglied, sondern das Nicht-Teil-von-Europa-sein gehört fast schon zum Kern der helvetischen Identität.

Die Symbolik der Abgrenzung

Die verbreitete Skepsis gegen die politische Integration Europas fußt tief in der Geschichte der Eidgenossenschaft. Die Schweiz ist keine Nation im klassischen Verständnis des 19. Jahrhunderts. Das Land ist nicht nur konfessionell geteilt, sondern besteht aus vier Sprachregionen, von denen drei kulturell eng mit ihren, die gleiche Sprache teilenden, Nachbarländern verknüpft sind. Anders als Deutschland oder Frankreich konnte die Eidgenossenschaft ihre Identität nie an einem Volk oder einer gemeinsamen Kultur festmachen, sondern musste sich hierfür eine andere Basis schaffen. Statt als Kulturbegreift sich die Schweiz als Willensnation, die ihre Existenz einer aktiven, die kulturellen Gegensätze überwindenden, Willensleistung zu verdanken hat. Entsprechend beziehen sich die nationalen Symbole und Mythen nicht auf eine Sprache oder eine gemeinsame Kulturtradition, sondern auf den geteilten Willen zur Unabhängigkeit und an der Abgrenzung gegenüber großen, übergeordneten Herrschaftsstrukturen (vgl. VILLIGER 2009). Das politische Selbstbild bildet gewissermaßen die *Raison d'être* des Landes. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als ganz Europa von großen nationalen Bewegungen in Atem gehalten wurde, intensivierte sich auch hierzulande die Suche nach Traditionen und Erzählungen, mit denen das vielgestaltige Land zu einer Nation

geformt werden konnte. Es war erst in dieser Zeit, als in der Alpenrepublik die Sage des Freiheitskämpfers Wilhelm Tell zum nationalen Mythos erhoben und die immerwährende bewaffnete Neutralität zu einer ins 16. Jahrhundert zurückreichenden Tradition überhöht wurde.

Zu echten Belastungsproben für den nationalen Zusammenhalt entwickelten sich der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 und später der 1. Weltkrieg und zwar deshalb, weil sich die Loyalitäten sprachregional aufteilten: die frankophone Schweiz hielt es mit Frankreich, die Deutschschweiz mit Deutschland. Diesen Krisen folgte jeweils ein forcierter Neutralitäts- und Abgrenzungsdiskurs, der die dazugehörige Abgrenzungsmoralität immer tiefer ins eidgenössische Selbstverständnis eingraben ließ. Dies umso mehr, als sich unter der Bedrohung Nazi-Deutschlands und dann im Kalten Krieg alle Sprachregionen auf derselben politischen Seite wiederfanden und „Reduit-Denken“ und „Igelmoralität“ zu eigentlichen nationalen Leitbildern wurden. Die ursprünglich aus politischer Opportunismus durch die Eliten forcierte Abgrenzungsmoralität entzog sich dabei immer mehr der politischen Steuerung. Als die politische Führung unter dem Eindruck des aufziehenden Ost-West-Tauwetters einen Kurswechsel zu einer vermehrten internationalen Kooperation einleiten wollte, ließ sich der Glaube an die alten Gewissheiten nicht einfach austreiben. So erlebte die Regierung bei ihren zaghaften Öffnungsschritten bei der Abstimmung für einen UNO-Beitritt von 1986 ein erstes Debakel; als die politischen und wirtschaftlichen Eliten die Schweiz 1992 schließlich in den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) führen wollten, folgte mit dem Nein durch die Stimmbevölkerung das nächste Scheitern.

Mit dem Ende des Kalten Kriegs verlor das für die schweizerische Identität zentrale Konzept der Neutralität zunehmend an politischer Relevanz. Die Zustimmung zur Neutralität ist zwar bis

heute unverändert hoch, doch ohne den Ost-West-Gegensatz hat das außenpolitische Konzept seine Bezugspunkte verloren (FANZUN u. LEHMANN 2000, S. 77-78). Neutralsein kann nur, wer sich zwischen zwei antagonistischen Blöcken befindet, doch in der heutigen multilateralen Welt gibt es diese Blöcke nicht mehr. Die Lücke, welche das verblassende Neutralitätskonzept hinterlassen hat, wird heute mehr und mehr durch den symbolisch aufgeladenen Abgrenzungsdiskurs gegenüber der EU gefüllt. Die übermächtige, als bürokratisches Ungeheuer erscheinende Union, welche die Souveränität ihrer Mitgliedstaaten zu untergraben versuche, passt auf ideale Weise zu den im 19. Jahrhundert geschaffenen nationalen Mythen der Eidgenossenschaft. Wie schon damals wird auch heute auf das Prinzip der nachträglichen Traditionsbildung zurückgegriffen und der „Abwehrkampf“ gegen die EU wird argumentativ in eine Reihe gestellt mit dem Ringen um Unabhängigkeit von der habsburgischen Herrschaft im Spätmittelalter und später vom Deutschen Reich, von dem sich die Eidgenossenschaft in der Neuzeit Schritt für Schritt emanzipierte.

Wirtschaftspolitische Pragmatik

Der Unabhängigkeits- und Abgrenzungsdiskurs bildet einen zentralen Bestandteil der nationalen Identitätsstiftung des „Vielvölkerstaats“ Schweiz und entfaltet deshalb seine Wirkung vor allem auf symbolischer Ebene. In wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht ist die Schweiz als kleine, offene Volkswirtschaft jedoch ausgesprochen international ausgerichtet. Anders als beispielsweise Dänemark, dessen Abgrenzungsdiskurs sich in einer restriktiven Zuwanderungspolitik niederschlägt, hat die Schweiz eine starke Zuwanderungstradition, die bis heute hochgehalten wird. Die Stimmbevölkerung sorgt zwar immer wieder mit restriktiven Abstimmungsentscheidungen wie dem Minarett-Verbot oder der Initiative

für die Ausweisung krimineller Ausländer für internationales Aufsehen, Vorlägen für eine Zuwanderungsbegrenzung haben jedoch keine Chance.

Nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch war die Schweiz immer schon intensiv mit den Nachbarländern vernetzt. Bis ins 19. Jahrhundert stand die Eidgenossenschaft mehr oder weniger unter der Protektion Frankreichs und im Zweiten Weltkrieg kooperierte das eingekesselte Land wirtschaftlich stark mit den Achsenmächten (Im Hof 2007). Heute ist die Eidgenossenschaft trotz formeller Nicht-Mitgliedschaft aufs Intensivste mit der EU verflochten. In sechs Volksabstimmungen (2000-2009) hieß die Stimmbevölkerung weitgehende sachpolitische Integrationsschritte im Rahmen des sogenannten Bilateralen Wegs gut; die Schweizer Bevölkerung war sogar bereit, die volle Personenfreizügigkeit mit allen EU-Ländern einzuführen. Die Bevölkerungsmehrheit ist sich der politischen und ökonomischen Realitäten auf dem europäischen Subkontinent sehr wohl bewusst und weiß, dass sie sich mit der übermächtigen EU arrangieren muss. Dabei nimmt sie in Kauf, dass ein großer Teil der europäischen Gesetzgebung ohne Mitspracherecht übernommen wird. Offensichtlich wird von einer klaren Mehrheit der Bevölkerung die symbolische Unabhängigkeit höher gewichtet als die Möglichkeit zur politischen Mitwirkung im Rahmen der EU-Institutionen.

Entscheidend für das Verhältnis Schweiz-EU ist aber längst nicht nur die Symbolik der nationalen Unabhängigkeit. Eine zentrale Rolle spielt vielmehr der vom kollektiven Gedächtnis getragene Erfahrungsschatz. Mit ihrem Doppelspiel von betonter politisch-symbolischer Unabhängigkeit und geräuschloser wirtschaftspolitischer Kooperation ist der Alpenstaat in der Regel sehr gut gefahren. So hatte das Land zwei Weltkriege überstanden, und so konnte es trotz demonstrativer Neutralität im Kalten Krieg die Westbindung vorantreiben und weltweiten Handel betreiben. Noch in den 1990er-Jahren herrschte unter den politischen Eliten die Vorstellung, dass der EU-Beitritt der Schweiz nur eine Frage der Zeit sei. In den vergangenen zehn Jahren hat sich diese Gewissheit jedoch mehr und mehr verflüchtigt. Zu erfolgreich hat sich das Land im Rahmen der Bilateralen Abkommen mit der EU ar-

rangiert, zu stark hat sich die Wirtschaft hierzulande entwickelt und zu krisenanfällig hat sich die Union präsentiert, als dass sich eine Mehrheit der Bevölkerung gegenwärtig überhaupt auf eine Debatte über einen allfälligen EU-Beitritt einlassen würde.

Überlegenheitsgefühl und Minderwertigkeitskomplex

So sehr der Abgrenzungs-Diskurs auch das politische Selbstverständnis der Schweizerinnen und Schweizer prägt, so sehr ist Europa ihr zentrales kulturelles Bezugssystem. Dies wird immer wieder sichtbar, wenn globale Gegensätze im Fokus stehen. In der Abwehrhaltung gegenüber dem Islam, in der Verurteilung von Genitalverstümmelungen oder in der kritischen Beurteilung des US-Amerikanischen Unilateralismus' kippt die Perspektive müheelos von der europäischen Außen-, zur Innensicht.

Die enge kulturelle Verflechtung mit Europa oder zumindest mit den europäischen Nachbarländern zeigt sich jedoch auch auf einer anderen Ebene. So werden in der Deutschschweiz typischerweise kaum Westschweizer Medien konsumiert – und umgekehrt. Die Menschen leben zwar in einem Land, haben in ihrem Alltag jedoch kaum Berührungspunkte über die eigene Sprachregion hinaus. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den benachbarten sprachlichen Mutterländern Deutschland, Frankreich und Italien. In der Deutschschweiz gehören deutsche Wochentitel wie „Der Spiegel“ oder „Die Zeit“ zu den einflussreichen Nachrichtenquellen, und deutsches Fernsehen wird ebenso selbstverständlich konsumiert wie schweizerisches. In der Romandie informiert sich die Bevölkerung mittels der meinungsbildenden französischen Zeitungen wie „Le Monde“, und die Tessiner Bevölkerung ist medial nach Italien orientiert. Daraus folgt, dass innenpolitische und gesellschaftliche Debatten der sprachlichen Mutterländer fast eins-zu-eins auf den jeweiligen sprachregionalen Diskurs übertragen werden. Exemplarisch dafür sind die von Eva Herman oder von Thilo Sarrazin angestoßenen Debatten: Bei Letzterem war dies besonders bemerkenswert, denn die Zuwanderungsstruktur ist hierzulande eine ganz andere als in Deutschland. So stammen in der Schweiz im Gegensatz zu Deutschland weniger als 20 Prozent

der aktuellen Zuwanderer aus dem islamischen Raum. Aus den fernen Vereinigten Staaten sind in den letzten Jahren mehr Menschen in die Schweiz eingewandert als aus der Türkei, und im Schnitt haben die zugewanderten US-Amerikanerinnen mehr Kinder als die Türiinnen (eigene Berechnung). Gleichwohl prägten im Spätsommer 2010 absurderweise plötzlich die Realitäten von Berlin-Neukölln und von einer sich rasant vermehrenden islamischen Minderheit die innenpolitische Debatte der Deutschschweiz.

Auch auf kultureller Ebene ist das Verhältnis Schweiz-Europa von widerstrebenden Empfindungen geprägt. Die starke kulturelle Verflechtung ist jedoch nur eine Facette, nicht weniger bedeutsam für das Verhältnis ist ein heimlich kultiviertes kulturelles Überlegenheitsgefühl auf schweizerischer Seite. Seit der frühen Neuzeit hatte die Schweiz fast alle europäischen Kriege weitgehend unbehelligt überstanden. Es war jedoch insbesondere das wundersame Überstehen des Zweiten Weltkriegs inmitten von Europa als eigenständige Nation, das hierzulande den Eindruck von Unverwundbarkeit und zu einem gewissen Grad auch Auserwähltheit entstehen ließ: Der Sonderfall Schweiz war geboren. Die unversehrte Schweiz startete so bereits mit einem Vorsprung ins Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit und entwickelt sich im Verlaufe des Kalten Kriegs immer mehr zu einer Wohlstandsinsel in Europa. Der Eindruck, über eine bessere Infrastruktur zu verfügen und eine geringere Arbeitslosenrate zu haben als das übrige Europa, waren weitere Faktoren für die Entwicklung eines Gefühls der Überlegenheit. Schließlich begründete das ganz eigene politische System mit seiner stark ausgebauten Direktdemokratie, seiner Kultur der Konkordanz und seiner zumindest symbolischen Unabhängigkeit gegenüber der EU die Selbstwahrnehmung der Schweiz als etwas Außergewöhnlichem. Alles zusammen begründet eine Haltung, die in Ablehnung an den „American Exceptionalism“ als Schweizer Exzeptionalismus bezeichnet werden kann. Das Gefühl eines überlegenen Andersseins bildet in beiden Fällen die Basis für eine wahrgenommene kulturelle Differenz zu den anderen Nationen der westlichen Welt.

Im Gegensatz zum amerikanischen ist der schweizerische Exzeptionalis-

mus jedoch voll von Ambivalenz. Die mit einer gewissen Provinzialität verbundene Kleinheit des Landes, seine relative politische Bedeutungslosigkeit und die erwähnte kulturelle Dominanz und sprachliche Überlegenheit der benachbarten sprachlichen Mutterländer Deutschland, Frankreich und Italien führen dazu, dass das schweizerische Überlegenheitsgefühl von einem latenten Minderwertigkeitskomplex begleitet wird. Es ist diese spezielle Mischung von Über- und Unterlegenheitsgefühlen, die dazu führt, dass Schweizer und Schweizerinnen ausgesprochen gierig sind für Lob von Außen und ausgesprochen empfindlich auf Kritik reagieren. In den letzten Jahren stimmte Selbstbild und Außensicht verschiedentlich nicht überein: So ging ein Sturm der Entrüstung durch das Land, als der deutsche Finanzminister Peer Steinbrück die Schweizer mit Indianern verglich, die man mit der bloßen Präsenz der Kavallerie einschüchtern könne (NZZ 2009). Es ist diese Ambivalenz, die dazu führt, dass sich das Land sehr eigenständig gibt, und trotzdem sehr empfindlich auf ausländisches Lob und ausländischen Tadel reagiert.

Die Definitionsmacht der Europäischen Union

Die Mehrschichtigkeit und Ambivalenz, die das Verhältnis der Schweiz zu Europa und zur Europäischen Union prägen, werden heute mehr und mehr herausgefordert von einer sich dynamisch entwickelnden Union. Trotz aller Rückschläge und trotz der unterschätzten Beharrungskraft der Nationalstaaten, bestimmt die EU immer mehr die europäischen Realitäten und trägt wesentlich zur europäischen Identitätsfortbildung bei (CLARK u. JONES 2008). Der Gegensatz zwischen der politisch-institutionellen und der geographisch-kulturellen Dimension Europas, der für das schweizerische Selbstverständnis von großer Bedeutung ist, hat sich längst verwischt. Die EU ist auf dem europäischen Subkontinent derart omnipotent, dass Nicht-Mitgliedstaaten wie Norwegen, Serbien oder die Schweiz problemlos unter „ferner liefen“ mitbehandelt werden können. Nicht unter dieser Rubrik figurieren jedoch Russland und die Türkei: Diese beiden geopolitischen Schwergewichte besitzen aufgrund ihrer geographischen Lage und ihrer Geschichte eher eine eurasische als eine

europäische Identität und können deshalb der EU die Definitionsmacht über Europa nicht streitig machen (BIALASIEWICZ et al. 2009, S. 80, 83). Die Europäische Union hat nur schon deshalb eine eminente Definitionsmacht darüber, was Europa und was europäisch ist, weil sie das „Label“ Europa für sich zumindest de facto monopolisiert.

Die Verschmelzung der institutionellen und der geographischen Ebene zeigt sich im Alltag wohl nirgendwo so deutlich wie im Bereich der ländervergleichenden Statistik. Das institutionalisierte Europa definiert mit seinen Statistiken den geographischen Umfang Europas. Ländervergleiche zur Demographie, zur Wirtschaftslage, zu schulischen Leistungen usw. werden in der Regel für die EU-Mitgliedstaaten publiziert. Die europäische Realität ist heute die Realität jener Teile Europas, die in den Statistiken abgebildet sind. Dies gilt nicht nur für die innereuropäische, sondern ebenso für die globale Perspektive, wobei die Leistungsdaten der EU als synonym für die Verhältnisse in Europa gelesen werden.

In typisch pragmatischer Manier hat sich die Schweiz in diese europäischen Realitäten eingefügt. Auch als Nicht-EU-Mitglied hat die Alpenrepublik ihre Strukturerehebungen den EU-Normen angepasst und mittels Bilateralen Verträge die Teilnahme an den Programmen von EUROSTAT gesichert. In vielen Europakarten hat das ehemalige weiße Loch zwischen Deutschland und Italien deshalb Farbe erhalten. Die Schweiz kann ein noch so überzeugtes Nicht-Mitglied der EU sein, der europäischen Wirklichkeitsproduktion kann und will sie sich nicht entziehen.

Die Definitionsmacht der EU impliziert, dass sich das Gesicht Europas mit dem Wachstum der Union verändert. Nach der anfänglichen Erweiterung Richtung Süden hat sich das Zentrum Europas mehr und mehr Richtung Osten verlagert (vgl. PAASI 2005, S. 582). Im Schweizerischen Umgang mit Europa wird dies mehr und mehr zu einer Herausforderung werden. Eher auf der symbolischen als auf der materiellen Ebene bedeutsam ist zunächst, dass sich mit der Osterweiterung das Bild von Europa verändert hat. Wie eingangs formuliert, ist die Schweiz in ihrem Selbstverständnis ein Land im Herzen Europas. Tatsächlich liegt das Land vor allem im Herzen Westeuropas

und nahm deshalb im Gefüge der alten Europäischen Gemeinschaft einen zentralen Platz ein, auch ohne Mitglied zu sein. Mit der Verlagerung des Zentrums nach Osten, angetrieben einerseits durch die Aufnahme neuer Mitglieder, andererseits auch durch die in Osteuropa stattfindenden wirtschaftlichen Aufholprozesse, hat die Lage der Schweiz im europäischen Machtgefüge relativ an Zentralität verloren. Mit jedem neuen Mitglied verliert die Schweiz aber auch ganz grundsätzlich an Bedeutung für die momentan vor allem mit sich selbst beschäftigte europäische Staatengemeinschaft. Das traditionelle nachbarschaftliche Wohlwollen, das die alten westeuropäischen EU-Schwergewichte der Eidgenossenschaft und ihrem Sonderweg immer entgegengebracht, kann das Land von den neuen Mitgliedstaaten, die sich selbst den strengen Aufnahmebedingungen unterwerfen mussten, nicht erwarten. Diese neue Machtbalance wurde mit dem Vertrag von Lissabon institutionalisiert – eine Sonderbehandlung der Schweiz wird so je länger je unrealistischer. Das schweizerische Erfolgsrezept des Doppelspiels von symbolischer Abgrenzung und pragmatischer Teilnahme muss dabei mit immer engeren Handlungsspielräumen auskommen. Sicher ist, dass die Eidgenossen alles daran setzen werden, ihren Sonderweg weiter zu gehen. Sicher ist auch, dass hierzulande letztlich der von wirtschaftlicher Rationalität getriebene Pragmatismus immer über der Symbolik steht und die Symbolik bei Bedarf sehr schnell auf neue Realitäten angepasst werden kann.

Literatur

- BIALASIEWICZ, L., C. DAHLMAN, G. APUZZO, F. CIUTA, A. JONES, C. RUMFORD, R. WODAK, J. ANDERSON u. A. INGRAM (2009): Interventions in the new political geographies of the European 'neighborhood', *Political Geography* 28 (2), S. 79-89.
- CLARK, J. u. A. JONES (2008): The spatialities of Europeanization: territory, government and power in Europe. *Transactions of the Institute of British Geographers*, 33 (3), S. 300-316.
- FANZUN, J. u. P. LEHMAN (2000): Die Schweiz und die Welt: Aussen- und sicherheitspolitische Beiträge der Schweiz zu Frieden, Sicherheit und Stabilität, 1945-2000. In: *Zürcher Bei-*

träge zur Sicherheitspolitik und Konfliktforschung Nr. 57. Forschungsstelle für Sicherheitspolitik und Konfliktanalyse der ETH Zürich.

IM HOF, U. (2007): Geschichte der Schweiz. Stuttgart.

NZZ (Neue Zürcher Zeitung) (2009): Peer Steinbrück oder die Lust am Brückieren. Der deutsche Finanzmi-

nister ist kaum ein geeignetes Feindbild. U. Schmid, NZZ vom 18.03.2009.

PAASI, A. (2005): Remarks on Europe's Transforming Meta-geography, Geopolitics, 10 (3), S. 580-585.

VILLIGER, K. (2009): Eine Willensnation muss wollen. Die politische Kultur der Schweiz: Zukunfts- oder Auslaufmodell? Zürich: Neue Zürcher Zeitung.

Dr. sc. nat. MICHAEL HERMANN
Universität Zürich Irchel
Geographisches Institut
Forschungsstelle sotomo
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zürich
Schweiz
michael.hermann@geo.uzh.ch

Neuerscheinung

Herbert Liedtke (2011)

Die Landschaften Ostpreußens

Namen und Abgrenzungen naturgeographischer und historischer Landschaften in Ostpreußen und angrenzenden Gebieten

Daten – Fakten – Literatur 10, Leipzig: Leibniz-Institut für Länderkunde

88 Seiten, 17 Abbildungen, 42 Fotos, 5 Tabellen, Kartenbeilage
ISBN 978-3-86082-074-2, 12,00 Euro

„Namen sind Schall und Rauch“, so sagt man. Das gilt umso mehr, wenn es um geographische Namen in Gebieten geht, in denen sich ein vollständiger Bevölkerungstausch vollzogen hat, und die früheren Namen von der neuen ansässigen Bevölkerung nicht mehr verwendet werden. Das gilt auch für die einstige Provinz Ostpreußen, wo seit über einem halben Jahrhundert Polen, Russen und Litauer eine neue Heimat gefunden haben. Die alten deutschen Bezeichnungen geraten immer mehr in Vergessenheit, wenn sie nicht im kollektiven Geschichtsbewusstsein fest verankert sind (z.B. Ermland oder Memelland) oder sich die Touristik ihrer bedient (z.B. Masuren oder Kurische Nehrung).

Dieses Buch betritt Neuland. Während man heute in zahlreichen Wörterbüchern und Lexika die Orts-, Fluss- oder Seennamen

der historischen deutschen Gebiete in den verschiedenen Sprachen nachschlagen kann, fehlt ein solches Werk für die Landschaftsnamen. Mit diesem Verzeichnis will der Autor die deutsche Öffentlichkeit dafür sensibilisieren, dass die Namen ein Teil des historischen Kulturerbes sind. Doch als Geograph geht es dem Verfasser darüber hinaus um eine landeskundliche Beschreibung und um eine möglichst exakte Abgrenzung der Landschaften. Ein Buch nicht nur für die „Erlebnissgeneration“, sondern für jeden, der sich mit der Geschichte und der Landesnatur Ostpreußens beschäftigt.

